

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 45 (1969-1970)
Heft: 5

Rubrik: Brief aus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

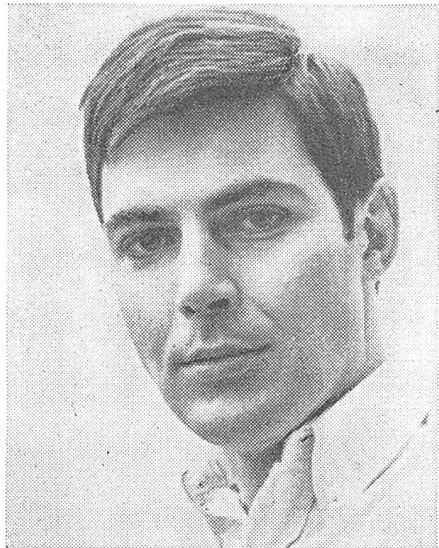
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Jetzt hilft eine Hefekur mit

VIGAR

Aktivhefe-Dragees

bei unreinem Teint,
Bibeli, Furunkulose

bei Magen- und
Darmstörungen

Bei Frühjahrs- und
Herbstmüdigkeit

VIGAR Aktivhefe-Dragees sind
geschmackfrei und angenehm
einzunehmen

Kurpackung zu 200 Dragees Fr. 7.20
Familienpack. zu 500 Drag. Fr. 14.40
in Apotheken und Drogerien

VIGAR



Brief aus

Ann Arbor

Mit Indianern und Studenten

Lieber Schweizer Spiegel! Vor etwa zwei Jahren reiste ich mit einem Exchange Visum und etwas Geld in die USA. Das Exchange Visum soll «kein besseres Verstehen der Vereinigten Staaten in anderen Ländern fördern und das Verständnis zwischen den Amerikanern und den Völkern anderer Staaten vertiefen». Es wird an Personen abgegeben, die nicht beabsichtigen, ihren Wohnsitz in einem fremden Land aufzugeben. Neben Nachteilen (Gültigkeit ist begrenzt, Status kann nicht geändert werden) hat es den großen Vorteil, daß man militärisch nicht registriert wird.

Als Chemiker mit Erfahrungen auf dem Gewässerschutzgebiet fand ich nach längerem Suchen eine Stelle an der Universität von Michigan in Ann Arbor. Die 39 000 Studenten bestimmen das Leben in der Universitätsstadt mit etwa 70 000 Einwohnern.

Im Spätherbst 1621 sollen die Pilger als Dank für Gottes Hilfe einen Tag bestimmt haben, den sie zusammen mit den einheimischen Indianern feierten. Seit Präsident Lincoln wird der Thanksgiving Day am letzten Donnerstag im November als nationaler Freude- und Danktag im Kreis der Familie begangen. Als Mahl dient, wie schon 1621, ein gefüllter Truthahn mit zahlreichen zusätzlichen Delikatessen.

Die Amerikaner sind besorgt, daß Fremde die Festtage nicht allein verbringen. Unter den verschiedenen Einladungen, die ich erhielt, war eine von

einer Indianerfamilie. Die Rollen waren also vertauscht. Ein Apothekerstudent, ein reiner Indianer, wollte mich seiner Familie vorstellen.

Die Indianer sind von den weißen Einwanderern ständig verjagt worden. Heute gibt es in den USA noch deren etwa 500 000, vorwiegend in zugewiesenen Reservaten oder in kleinen Gruppen in nicht stark besiedelten Gegenden. Viele Amerikaner wissen wenig über ihre «roten» Landsleute, welche die vollen Bürgerrechte erst 1929 erhielten.

Die «American Indians» haben den Ruf, ähnlich wie die Zigeuner allzu strenge Arbeit und den Schulbesuch etwas zu scheuen. In der Familie meines Freundes besuchen alle vier Kinder die Universität. Vater und Mutter arbeiten hart, um das zu ermöglichen, daneben helfen der Staat und private Organisationen. Der Vater meines Freundes ist im Nebenberuf Pfarrer der ungefähr dreißigköpfigen Indianersiedlung. Der Gottesdienst, den ich einmal besuchte, stellt eine Art Wegleitung für die kommende Woche dar.

Allgemein haben die Amerikaner Freude, möglichst viele Gäste zu bewirten. Doch werden keine speziellen Aufwände gemacht. Es kam keinem meiner amerikanischen Freunde in den Sinn, die schweizerische Botschaft nach einem typischen Schweizermenu anzufragen! Es wurde mir jeweils das Gericht vorgesetzt, welches die Familie ohnehin gegessen hätte – eine Sitte, deren wir Schweizer uns mit Vorteil auch bedienen sollten, es ist einem dabei als Gast sehr wohl.

An den Universitäten finden wir viele berufliche oder gesellige Verbindungen, Fraternities und Sororities. Meist haben sie Buchstaben aus dem griechischen Alphabet als Namen. Die jüngeren Mitglieder wohnen und essen im eigenen Vereinshaus, eine in sich geschlossene Gesellschaft. Heute haben sie Schwierigkeiten, neue Mitglieder zu finden. Die Studenten wollen unabhängig leben oder haben die finanziellen Mittel nicht, um die relativ hohen Beiträge zu bezahlen. Um moderner und attraktiver zu sein, gehen

Rings um uns Gift

Fraternities dazu über, auch Studentinnen in ihr Haus aufzunehmen. Diese sind aber nur als Mitbewohnerinnen geduldet. Es fehlt ihnen hier noch das Stimmrecht – ähnlich wie in unserem Staat.

Da ich dieses näher kennen lernen wollte, führte mich einer unserer Studenten, Mitglied bei «Delta-Tau-Delta», in seiner Fraternity ein. Um alles möglichst wahrheitsgetreu zu gestalten, wurde ich Austauschchemiestudent, eine Rolle, die ich zuerst hatte üben müssen.

Zuerst wurden mir die modern eingerichteten Zimmer gezeigt und meine Fragen beantwortet. Anschließend wurde ich ins Kreuzfeuer genommen. Jeder Neuling geht durch eine strenge Prüfung und muß sich während einiger Monate bewähren. Erst dann, und nur wenn die Mehrheit der Mitglieder dafür ist, wird er aufgenommen.

An diesem Abend gings nun harmlos zu. Warum ich an der Universität Michigan sei? Was für Vorlesungen ich belege? Ob ich ganz allein in Amerika sei? usw. Als bekannt wurde, daß ein Schweizer zu Besuch sei, wurden die amerikanischen Interessen im Stich gelassen, und etwa dreißig Verbindungsmitglieder bombardierten mich mit Fragen über Europa, den Gaullismus, die Schweiz und meine Einstellung zu Amerika.

Nach einer Stunde verließ ich das Haus und mein Führer klärte den Spaß auf. Anscheinend fanden seine Kameraden die Idee originell: ich wurde noch als Ehrengast zu einem Fraternity-Ball eingeladen.

In den ganzen USA ist man sehr gastfreundlich. In der Art der Gastfreundschaft gibt es freilich große Unterschiede zwischen der Ostküste, dem Mittleren Westen und der Westküste. Aber auch die Art, wie sich der Amerika-Besucher gibt, spielt eine entscheidende Rolle. Einer, der alles Ungewohnte und Unbekannte mit seiner Kritik berieselt, hat es natürlich auch hier schwer, Anschluß zu finden.

Mit freundlichen Grüßen,
Marcel Schmid

Mit dem Gift in unserer Umwelt steht es heute ähnlich wie vor dreißig Jahren mit der Gewässerverschmutzung: Damals warnten hellseherische Persönlichkeiten – vor allem der bärtige Nationalrat Zigerli – vor einer kommenden Katastrophe. Sie wurden lange, allzu lange, als Schwarzmaler und Ideologen ausgelacht. Im allerletzten Augenblick rafften sich Staat und öffentliche Meinung dazu auf, das Übel abzuwenden. Noch jetzt leiden wir an den Folgen zu später Erkenntnis, und die Sanierung verschlingt jährlich einen stattlichen Teil der Budgets von Gemeinden, Kantonen und Staat.

Wieder geistert der diffamierende Ausdruck «Ideologen» in den Diskussionen. Als «Ideologe» wird kalt gestellt, wer auf die fortschreitende Vergiftung der Natur durch menschliche Zivilisationsprodukte hinweist und konsequente Umstellung der Anbau- und Düngungsmethoden verlangt. Es genügt offenbar nicht, zu wissen, daß jährlich vier Millionen Tonnen chlorhaltiges Insektengift über die Erde verstreut und versprüht wird. Es genügt nicht einmal, daß exakte wissenschaftliche Untersuchungen die schlimmsten Prognosen für das Leben von Pflanzen, Tieren und Menschen ergeben. Es wird weiter mit Gift hantiert!

Tödlicher Feldzug

Immerhin sind weite Kreise unruhig geworden und beginnen sich mit dem Gift, vor allem in unserer Nahrung, zu beschäftigen. In der Schweiz trat eine gewisse Wende ein, nachdem die Vereinigten Staaten und Kanada Schweizer Käse refüsiert haben. Unvoreingenommene Kenner der helvetischen Mentalität werden es als typisch bezeichnen, daß Behörden und Verbände erst dann anfangen, hellhörig zu werden, als es ihnen ans Portemonnaie ging.

Unsere Bauern verwenden immer noch leichtfertig und in unverantwortbaren Mengen Gift für die Schädlingsbekämpfung. Man soll aber nicht sie



schuldig sprechen, sondern jene, die sie dazu erzogen haben, so selbstverständlich mit Gift umzugehen wie ehemals die bösen Zauberer in den Schreckensmärchen. Das DDT wurde, sobald es erschien, als rettende Substanz gepriesen, als ob ein giftiger Stoff, welcher Leben auf heimtückische und grausame Art vernichtet, überhaupt je zur Rettung berufen wäre. Es wiederholt sich hier der ewige Trugschluß der Menschheit, der seit jeher in allen Kriegen als patriotische Rechtfertigung verwendet wurde: Daß die Anwendung tödlicher Mittel geboten sei, wenn sie dem Gegner schaden. Auf die Dauer haben aber solche Mittel auch denen nie genützt, die sie gebrauchten.

Ursprünglich auf der Suche nach einem im Krieg gegen Menschen zu verwendenden Giftgas, entdeckte der Basler Chemiker Paul Müller kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges das DDT als Universalmittel gegen Wanzen, Läuse und andere Insekten. 1948 erhielt er dafür den Nobelpreis und in seiner engeren Heimat den Zuname «Nobel-Müller». Das Problem der Insektenvertilgung schien nun auch für die Landwirtschaft gelöst. In den Prospekten hieß es, die Verwendung von DDT und ähnlichen Giften sei für Menschen und warmblütige Tiere absolut unschädlich. Unsere Gesundheitsbehörden, sonst versessen darauf, unseriöse Propaganda im medizinischen Bereich zu unterbinden, legten den Giftprospekten keine Hemmungen in den Weg. Im Gegenteil: sie machten mit. Um 1950 herum versprühten auch in der Schweiz Flugzeuge ihren Unsegen über Wäldern und Fluren, zunächst, um das Ge-